

Taxi nach Bergen-Belsen

Auf Fahrgäste wartend, stand ich mit dem Taxi hinter dem Bahnhof Hannover an dritter oder vierter Stelle, genau erinnere ich mich nicht mehr. Ich war aus meinem Wagen ausgestiegen und plauderte mit Lars, der hinter mir stand. Wir unterhielten uns über Gott und die Welt.

Da sehe ich plötzlich ein Mädchen barfuß in einem weißen Brautkleid aus dem Bahnhof heraus auf mich zukommen. Sie sieht mich an und fragt, ob das Taxi frei sei. Ihr Gesicht ist von zeitloser Schönheit, eine Naturschönheit, ohne jede Schminke. Eine Seltenheit, fahre ich doch sonst immer scharenweise diese Barbiepuppen durch die Nacht, die bis ins letzte Detail geschminkt sind. Sie ist jung, etwa siebzehn, achtzehn Jahre.

Unschlüssig weiß ich nicht, was antworten. Die ist doch verrückt, denke ich. Im Winter barfuß im Brautkleid. Was soll ich machen? Ablehnen, ihr sagen, sie soll zu einem anderen Taxi gehen?

In diesem Moment habe ich plötzlich einen Flash: der Film *Die Reifeprüfung*, die Szene mit Katharine Ross und Dustin Hoffmann, die im Bus abhauen. Vielleicht ist sie vor etwas davongerannt und will zurück nach Hause.

„Ja, ich bin frei!“, erwidere ich. „Sie können sich nach vorne setzen, wenn Sie wollen.“

Fast gleichzeitig steigen wir in den Wagen ein und sie sagt höflich: „Ich würde gerne nach Bergen-Belsen fahren.“

„Entschuldigen Sie“, sage ich, „aber lange Strecken lasse ich mir immer im Voraus bezahlen.“

So halte ich es grundsätzlich, besonders aber im Fall dieser jungen Dame, der gegenüber ich gewisse Zweifel hege. Im Winter barfuß im Brautkleid! Das ist schon ziemlich seltsam und abgedreht. Auch wenn ich als Künstler durchaus Verständnis für eine gewisse Extravaganz aufbringe, muss ich als Taxifahrer wenigstens ein Mindestmaß an Vorsicht walten lassen. Es wäre nicht das erste Mal, dass sich ein Kunde einfach so davonmacht oder schlicht nicht bezahlen kann, und ich brauche das Geld, um über die Runden zu kommen. Sie gibt mir Hundert Euro, ohne dass ich nachvollziehen könnte, woher sie die genommen hat.

„Ist das genug?“, fragt sie mich.

„Ja“, antworte ich, „das ist genau der richtige Betrag für Bergen-Belsen.“

Ich schnalle mich an und bitte sie, ebenfalls den Gurt anzulegen. Dann fahren wir Richtung Autobahn. Mein Blick auf die Uhr zeigt mir, es ist schon nach Drei mitten in der Nacht. Da habe ich wohl Mist gebaut, denke ich. Hin- und Rückfahrt dauern jeweils eine Stunde. Hundert Euro für zwei Stunden genau zu der Zeit, wenn alle nach Hause wollen, die hätte ich auch bekommen, wenn ich in der Stadt geblieben wäre.

Ich bemerke, dass ihr kalt ist und frage sie, ob ich die Heizung höherstellen soll.

„Soll ich auch die Sitzheizung einschalten?“

„Ja, bitte!“

„Darf ich Ihnen eine Frage stellen?“

„Aber sicher.“

„Was macht eine junge Braut nachts um drei an einem eiskalten Bahnhof?“

Sie wendet sich mir zu und sieht mich freundlich an.

„Ich gehe zurück“, sagt sie. Da lag ich wohl richtig mit meiner Vermutung, denke ich insgeheim, sie ist vor ihrer Hochzeit davongelaufen und will zurück nach Hause. Mehr frage ich nicht, besser Diskretion wahren. Mittlerweile sind wir auf der Autobahn Richtung Hamburg.

„Haben Sie vielleicht etwas Musik dabei?“ fragt sie.

„Aber ja, was hätten Sie denn gerne? Welche Richtung?“

Ich habe immer eine kleine Musikauswahl dabei. Nachts Musik zu hören ist mit das Schönste am Taxifahren, manchmal lässt es einen in andere Dimensionen gleiten.

„Balladen mag ich gerne.“

„Da könnte ich Leonard Cohen bieten, gefällt Ihnen der?“

„Den kenne ich nicht. Lassen Sie mal hören.“ Dann fügt sie hinzu: „In unserer Familie haben alle musiziert. Ich habe gesungen und Viola gespielt. Was sind Ihre Lieblingsinstrumente, Streicher oder Bläser?“

„Früher mochte ich Streichinstrumente am liebsten, aber neuerdings bevorzuge ich Blasinstrumente. Der Klang der Bläser ist nicht so leidenschaftlich wie der von Streichinstrumenten. Ein viel reinerer Klang, weniger gefühlsbetont.“

„Das stimmt“, sagt sie, „aber im Gesang bleibt der Klang der Seele erhalten. Dort, wo wir jetzt hinfahren, haben sie mich ständig gezwungen zu singen.“

Ich höre ihr zu, ohne nachzuhaken, wer sie gezwungen hat. Wenn ich beim Taxifahren etwas gelernt habe, dann sind das Takt und Zurückhaltung im Verlauf der Unterhaltung.

Inzwischen sind wir weiter auf der Autobahn Richtung Norden unterwegs, es herrscht kaum Verkehr und beinahe scheint es, als segelten wir auf ruhiger See durch die Nacht. Ringsum herrscht völlige Stille und durch das Dunkel schwebt die Melodie von *In My Secret Live* von Leonard Cohen.

„Ja“, meint sie mit einem tiefen Seufzer, „es ist genau wie in diesem Lied, ich kann mich auch nicht aus der Vergangenheit befreien. Und genau das ist das Geheimnis meines Lebens. Darf ich Sie etwas fragen?“

„Bitte“, sage ich.

„Haben Sie schon jemals das Gefühl gehabt, Ihre Vergangenheit nicht abschütteln zu können? Nicht in der Lage zu sein, über etwas hinweg zu kommen?“

„Ja“, sage ich. „Aber ich habe es aufgegeben, dort etwas erreichen zu wollen, wo meine Schwächen liegen. Heute konzentriere ich mich auf das Machbare, das ich voraussichtlich bewältigen kann. Und wenn ich müde bin, lasse ich mich von der Poesie entführen.“

„Von der Poesie?“, wiederholt sie.

„Ja, von der Poesie, von der Schönheit. Schluss mit Fragen und Problemen. Die Poesie stellt keine Fragen, gibt vielleicht noch nicht einmal Antworten, sie ermöglicht vielmehr künstlerische Versenkung.“

Sie schaut mich an: „Sind Sie Künstler?“

„Ja, ich bin Bildhauer.“

„Glauben Sie, die Kunst kann den Menschen erlösen?“ „Nein! Nein, das glaube ich nicht“, antworte ich. „Kunst kann höchstens starke Gefühle in uns auslösen. Schönheit vermitteln, das wahre Wesen der Reinheit, intensive Lebensgefühle, aber Erlösung des Menschen, nein! Was das angeht, müssen wir schon selbst an uns arbeiten, diese Arbeit nimmt uns keiner ab.“

Sie denkt darüber nach, was ich gerade gesagt habe.

„Ich habe alles verloren“, sagt sie, „alles, was ich hatte, alle meine Lieben. All die Liebe und Schönheit, von der Sie sprechen. Hier ganz in der Nähe. Damals war es auch kalt, kälter als jetzt. Jetzt herrscht draußen Winter, aber selbst, wenn der Frühling seine ersten Blüten schickte, sie würden nicht aufgehen in der Wirrnis meines Herzens.“

Marianne

Ab und an, wenn ich mit dem Taxi hier hinter dem Bahnhof in eine andere Welt abgetaucht bin, denke ich an Marianne. Im Licht der bunten Neonreklamen herrscht ein reges Kommen und Gehen, Durchschnittsbürger neben bedauernswerten Unglücklichen, durch das Raster unserer Gesellschaft gefallen.

Marianne war eine Dame um die Achtzig, die mit einem dieser großen, flachen Einkaufswagen aus dem Baumarkt um den Bahnhof strich. Auf diesem Einkaufswagen befand sich, von einer Plastikfolie überdeckt, ihre gesamte Habe. Sie war eine Obdachlose.

Ich sah sie vor allem freitags- und samstagnachts, wenn alle abfeierten und sich volllaufen ließen. Mit einer kleinen Taschenlampe leuchtete sie immer auf der Suche nach leeren Flaschen in die Mülleimer. Weggeworfene Flaschen von Leuten, die sich etwas hinter die Binde kippen, bevor sie in die Disko gehen. Sie glühen vor, wie man bei Dieselmotoren sagt, werfen die leeren Flaschen weg und stets findet sich jemand, der sie einsammelt. Meistens Ältere.

Ich habe noch nie so viele Menschen Leergut sammeln sehen wie in letzter Zeit. Ihren Anfang hat diese Entwicklung - Ironie des Schicksals - mit dem deutschen Exbundeskanzler genommen, einem Sozialdemokraten, der überdies hier in Hannover wohnt.

Marianne war eine umgängliche Dame, zumindest mir gegenüber. Ab und zu lief sie an der langen Reihe der Taxis entlang, die hinter dem Bahnhof stehen und auf eine Fahrt warten, und bat um ein Almosen. Ich gab ihr immer etwas vom Trinkgeld meiner Fahrgäste ab, fünfzig Cent, einen Euro.

So hatte ich sie näher kennengelernt, als sie sich mit der Bitte um eine milde Gabe mit mir durch das heruntergelassene Fenster unterhielt.

Eines Tages fragte mein Chef mich, ob ich die Tagesschicht eines Kollegen übernehmen könne, denn ab und zu springe ich für jemanden ein, wohl wissend, wie zermürbend das sein kann. Jahrelang habe ich diese Arbeit gemacht, bei der man ausnahmslos mit Krebspatienten zu tun hat. Menschen, die auf das Taxi angewiesen sind, um zur Chemo- oder zur Bestrahlungstherapie zu kommen. Einen solchen Patienten begleitet man vier bis fünf Wochen, so dass sich eine Bindung aufbaut und man manchmal mehr Anteil an seinen Nöten nimmt, als einem lieb ist.

Wahrscheinlich liegt es in der Natur des Menschen, dem Taxifahrer Dinge anzuvertrauen, die man dem eigenen Partner zuhause lieber verschweigt, damit der sich nicht allzu sehr sorgt.

Sie sprechen über das Leben und den Tod.

Nach unzähligen Jahren mit solchen Patienten wurde es mir zu viel. Viele der Menschen, die ich ins Herz geschlossen hatte, verschwanden kurz darauf einfach und ihr Schicksal ging mir entschieden zu nahe. Zudem fiel mir auf, dass meine Kollegen im Lauf der Zeit abgestumpft und gefühllos wurden, um dem zu entgehen. Als Künstler wollte ich keinesfalls so enden, sondern mein Einfühlungsvermögen bewahren. Also beschloss ich aufzuhören und übernahm lieber die Nachtschicht mit ihrem Partyvolk und ihren Barbiepüppchen. Hin und wieder springe ich allerdings für einen Kollegen ein, so wie an diesem Tag.

Am späten Nachmittag sollte ich eine Patientin abholen und in eine Rehaklinik fahren. Beim Krankenhaus angekommen stellte ich fest, dass es sich um Marianne handelte. Offensichtlich war sie erfreut, in mir ein bekanntes Gesicht zu sehen, was ihr wohl entgegen kam.

„Verschwinden wir von hier“ sagte sie. „Bloß weg, ich halt's hier nicht mehr aus.“

Beim Auto angekommen, setzte sie sich nach vorne und sagte: „Bind mich fest, bitte!“

Was hieß, ich solle sie anschnallen, denn sie konnte das Gurtschloss nicht finden.

„Klar doch“, antwortete ich, „ich liebe es, Frauen festzubinden.“

Sie sah mich an und brach in schallendes Gelächter aus.

„Aber doch keine so alten Schachteln wie mich!“

„Wieso nicht?“, erwiderte ich und sie lachte weiter.

Wir machten uns auf den Weg zur Klinik. Auf der Autobahn sprachen wir beide kein Wort, mir war nicht danach, auch wenn ich spürte, dass etwas in der Luft lag. Als sie plötzlich zu weinen anfang, wurde mir schlagartig klar, dass ich gerade in etwas hineingezogen wurde – und das behagte mir ganz und gar nicht.

„Weißt du“, sagte sie, „zwei Mal habe ich dem Tod mit geschlossenen Augen ins Antlitz geschaut. Ich war fest davon überzeugt, dass mich nichts mehr aus der Bahn werfen kann. Aber jetzt, wo mir der Arzt eröffnet hat, dass nichts mehr zu machen ist, fühle ich mich auf einmal, als hätte mir jemand einen Schlag in die Magengrube verpasst.“

Mir fiel keine passende Antwort ein, ich konnte doch schlecht sagen: „Nein, nein, alles wird gut, du wirst schon sehen!“

Stattdessen fragte ich: „Was meinst du mit ‚dem Tod zweimal ins Antlitz geschaut‘?“ Ich war mir nicht sicher, ob ich auf dieses Thema näher eingehen sollte, aber da fing sie schon an zu erzählen.

„Als Kind habe ich in Ostpreußen gelebt. Wir wohnten in einem kleinen Dorf im Hinterland des Frischen Haffs, einer spiegelnden und schimmernden Süßwasserlagune in der Danziger Bucht, in der ich immer schwamm. Was war das herrlich dort, noch heute bewahre ich in meinem Herzen wunderschöne Erinnerungen daran. Das war meine Heimat. Im Sommer besuchten wir immer unseren Onkel, einen Bauern, es waren die schönsten Sommer meines Lebens. Die Wiesen, das Heu, die Pferde, ich war vernarrt in das alles.“

Und dann errichtete eines Tages Hitler ganz in der Nähe sein Hauptquartier. Überall wimmelte es von SS-Leuten, für die Feldarbeit wurden Gefangene eingesetzt, die die gesamte Ernte verrichten mussten, weil es sonst keine Helfer gab. Einige von ihnen waren auch auf dem Bauernhof meines Onkels eingesetzt. Einer, sein Name war Sergej, mochte mich sehr.

Eines Tages kam es, weshalb auch immer, zu einem Wortgefecht zwischen ihm und einem SS-Wachposten. Der schleuderte ihn zu Boden und richtete sein Gewehr auf ihn. Er wollte Sergej erschießen! Da warf ich mich ohne nachzudenken als Schutzschild über den Gefangenen – ich, das Kind. Ich hörte den Klick, das Entsichern der Waffe. Wartete, mit angehaltenem Atem, eine halbe Ewigkeit. Und plötzlich verschwand der Soldat, ohne einen Schuss abgefeuert zu haben. Wer weiß, ob er es wegen meines blonden Haarschopfes nicht fertig gebracht hat, ein kleines Mädchen zu erschießen. Damals hat mich der Tod zum ersten Mal gestreift.

Luna

Es ist eine dieser Nächte, in denen sich anscheinend alle abgesprochen haben, zuhause in den eigenen vier Wänden zu bleiben. Es ist kalt und unangenehm feucht, ein feiner Nieselregen legt sich wie dampfiger Nebel über die verlassenen Straßen. In solchen Nächten macht man sich besser selbst auf die Suche nach Fahrgästen. Wie ein Fischer wechselt man von einem Standort zum anderen, wartet, wechselt wieder. Fährt dort vorbei, wo man mit etwas Leben rechnet, fährt langsam Kneipen, Hotels, Bordelle ab.

Während ich mich dabei so in den Straßen umschaue, fällt mir auf, dass vor den Türen unzählige Restaurants wegen des gerade so beliebten mediterranen Flairs Olivenbäumchen in großen Töpfen im Freien stehen. Jetzt aber herrscht Winter und niemand scheint zu bemerken, dass diese Pflanzen die eisigen Temperaturen nicht vertragen und eingehen werden.

Nebenbei höre ich *Marinella* von Fabrizio De André und frage mich: Wie viele italienische Taxifahrer fahren wohl gerade eben in einer Nacht, in der man keinen Hund vor die Tür jagt, in Begleitung Fabrizio de Andrés durch den Norden Deutschlands? Die Antwort liegt klar auf der Hand: niemand außer dir, du bist schlicht und ergreifend der einzige Pechvogel.

Mir kommt die Entstehungsgeschichte von *Marinella* in den Sinn. De André hat einmal erzählt, das Lied sei aus einer Zeitungsmeldung über den Leichenfund einer Prostituierten in einem ausgetrockneten Flussbett entstanden. Das habe ich nie mehr vergessen.

Zu meiner Zeit auf der Kunstakademie wurde endlos darüber diskutiert, was denn Kunst sei. Der künstlerische Akt De Andrés ist aus meiner Sicht ein Paradebeispiel hierfür. Von der Pressemeldung eines Leichenfundes zum Lied über Marinella. Existenzielle Poesie in ihrer reinsten Form.

Wobei ich nicht glaube, dass dieses Beispiel seinerzeit auf großen Beifall gestoßen wäre. Vermutlich hätten die anderen es als pathetischen Romantizismus abgetan.

De Andrés künstlerischer Prozess ist frei von dem in Deutschland so beliebten intellektuellen Diskurs, dem auch ich mich anfangs lebhaft verschrieben hatte, bis mir klar wurde, dass der oftmals rein kopflastige Intellektualismus eben das behinderte, was für mich das Wichtigste in der Kunst ist: die Suche nach der Einfachheit.

Gerade fahre ich den Straßenstrich entlang. Wer weiß, ab und an habe ich hier schon Fahrgäste aufgelesen.

Trotz der Kälte stehen viele in der Hoffnung auf Kunden herum. Wie machen die das? Die sind noch sturer als wir Taxifahrer. Ich kann keine einzige Hübsche entdecken, fast alle sind fett, überwiegend Ausländerinnen, blond, mit Perücke. Die eine oder andere hält mich auch an.

„Kannst du mir bitte einen Hamburger holen? Da vorne am Eck bei McDonald's?“

„Ich fahr ich dich hin, wenn du willst! Ist nur ein kurzes Stück.“

„Nein, ich kann nicht weg von hier!“

Gütiger Himmel, sie wird von ihrem Zuhälter gezwungen, auf ihrem Posten zu bleiben. Von wegen stur!

„Was für einen Hamburger willst du...? Gib mir fünfzehn Euro für alles. Ich fahr und hol dir einen, okay?“

„Okay!“

An der Ecke einer Kreuzung entdecke ich einen kleinen, unteretzten Transvestiten mit einer auffälligen Perücke, der mit einem jungen Schwarzen spricht. Er strahlt eine solche Männlichkeit aus, dass ich an eine dieser französischen Komödien denken muss, in der sich eine Männerclique als Frauen verkleidet. Wer steht

nur auf solche Typen?

Kaum bin ich auf ihrer Höhe, winkt er mich mit der Hand heran und lässt mich anhalten. Er geht vom Gehweg herunter auf mich zu und ich sehe, dass er wirklich unbeschreiblich klein und muskulös ist.

„Ciao, wieviel willst du für eine Fahrt nach Garbsen?“ fragt er.

„Wohin nach Garbsen, an den Stadtrand oder ans andere Ende?“

„An den Stadtrand.“

„Zwanzig Euro“, sage ich, „passt das? Das ist ein Freundschaftspreis.“

Ich weiß, der Preis ist zu niedrig, aber ich habe keine andere Fahrt in Aussicht, da bleibt mir nichts anderes übrig.

„Einverstanden“, meint er, „lass uns fahren. Heute ist ein Scheißtag, kein Mensch ist unterwegs!“

„Wem sagst du das!“

Die beiden steigen ein, er vorne und der junge Schwarze hinten. Erst reden wir eine Weile über Gott und die Welt, da fragt er mich plötzlich, woher ich denn ursprünglich komme.

„Ich bin Italiener.“ sage ich.

„Ciao, ich bin Luna.“ meint er daraufhin auf Italienisch, mit einem starken Akzent, den ich nicht einordnen kann und reicht mir die Hand, die kleine und schwielige Hand eines Maurers.

„Ciao, Luna, ich bin Angelo!“

Soll er sich ruhig Luna nennen, dann nenne ich mich eben Angelo.

„Ich komme aus Kroatien“, sagt er, „früher habe ich in Triest gearbeitet. Wir können uns auch in Italienisch unterhalten, der da hinten spricht sowieso nur Englisch.“

Er meint den jungen Schwarzen.

„Meine besten Freunde sind Italiener, ein sizilianisches Paar. Sie hat mit mir zusammen gearbeitet.“

Er hält kurz inne, bevor er fortfährt: „Nein... nicht auf der Straße, versteh mich nicht falsch; dort, wo ich vorher gearbeitet habe. Italien ist schön, ja, dort hat man gut arbeiten können! Und als Transvestit verdienst du auch noch mehr als hier in Deutschland.“

Während unserer Unterhaltung drehe ich mich zu ihm, um ihn genauer zu betrachten: Ein extrem maskuliner Typ mit einem Gesicht ohne den geringsten femininen Zug, soweit ich sehe. Abgesehen von der Schminke natürlich.

Momentan, erzählt er, ist er auf das Taxi angewiesen, weil er seinen Führerschein abgeben musste. Er hatte zu viel getrunken und die Polizei hat ihn bei einer Kontrolle erwischt.

„Sag mal“, will er wissen, „ich habe gehört, dass es da einen Italiener gibt, der dir behilflich sein kann, wenn du deinen Führerschein wieder brauchst.“

„Behilflich in welchem Sinn?“ frage ich.

„Na, du weißt schon, ach komm..., um den Führerschein wieder zu bekommen, muss man doch diesen Test machen und er hilft dir dabei!“

Sieh an, kaum habe ich ihm gesagt, dass ich Italiener bin, holt mich der Ruf meiner Landsleute ein.

„Tut mir Leid“, entgegne ich, „ich kenne wirklich niemanden, der auf diesem Gebiet aktiv wäre.“

Inzwischen sind wir angekommen.

„Ich fick' jetzt den da hinten“, erklärt er mir, „und dann werfe ich ihn raus.“

Über den Rückspiegel sehe ich nach hinten zu seinem Begleiter. Besser so, dass der nichts verstanden hat.

„Hier, bitte, die zwanzig Euro. Hör mal, fahr doch ab und zu mit deinem Taxi bei mir vorbei.“

Normalerweise höre ich gegen vier, halb fünf auf und mache mich auf den Weg nach Hause, dann fahr ich bei dir mit.“

„In Ordnung, wenn ich in der Nähe bin, lasse ich mich blicken.“

Und die beiden steigen aus.....